

Bellis Klee Rosenthal

# **ETWAS BESSERES ALS DEN TOD**

Das Leben des Märchenspielers  
Kurt Klee

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2021

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Zweite überarbeitete Auflage.

ISBN 978-3-96940-167-5

Copyright (2021) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte bei der Autorin!

Umschlaggestaltung: Simon Rosenthal

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

18,00 Euro (DE)

„Ei was, du Rotkopf,“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muss es eine Art haben.“

Gebrüder Grimm, Die Bremer Stadtmusikanten

Ich widme dieses Buch meinen Halbgeschwistern  
Käthe, Johanna, Peter und Ernst-Dieter,  
die den Vater eher kannten als ich,  
und die möglicherweise einiges besser wissen.



# Inhalt

EINLEITUNG.....	11
PROLOG - DES MÄRCHENSPIELERS UND SEINER FRAU .....	14
DIE GOLDENE ZEIT .....	40
Schnee in der Hochzeitskutsche .....	40
Märchenheft und Kriegsgeschrei.....	46
Kohlrüben und das Stiefmütterchen-Wunder oder ein Gärtner wird zum Märchenerzähler .....	48
Ins Land der Mütter.....	50
Muhme Dichterin.....	56
Gärtner werden.....	58
... aber auch Dachdecker, Bauer und Bäcker.....	63
Das fleißige Lieschen.....	66
Wo kommen die Gedichte her? .....	68
Der Funke! .....	71
JUGEND IN BEWEGUNG.....	74
Eine neue, bessere Welt! .....	74
Auf Wanderschaft .....	79
Die Entdeckung.....	82
Julia.....	86
Wolken ziehen drüber hin.....	97
Gitta, die ständige Begleiterin.....	102
ARBEITERLEBEN.....	104
'Zwischen Rädern und Gestängen'.....	104
Toni.....	112
Nachtfahrt .....	115
Eine Rose ziehen? .....	119
Wahlkampf.....	121
Silberhochzeit und Begräbnis.....	123

WIE ALLES WEITERGING .....	126
Eine neue Familie haben .....	126
Geschäfte trotz Flaute.....	130
KRIEGSZEITEN.....	133
Kein Benzin mehr.....	133
Zurück zur Scholle .....	136
Die Wünschelrute .....	144
Der geheimnisvolle Brunnen .....	147
Wasser! .....	151
KRIEGSENDE .....	157
Wir Besiegten .....	157
Von jeder Kriegsnot frei.....	164
Der neue Mai und eine bessere Zukunft.....	167
Der Märchengärtner und die Zauberbücher.....	173
Harzreise .....	183
Vernichtendes Unwetter .....	186
Etwas Besseres finden.....	189
IM WESTEN .....	203
Brot verdienen.....	203
Verwahrloste Jugend .....	209
Nervenzusammenbruch.....	212
SEHNSUCHT NACH DEM MÄRCHENLAND .....	214
Bundesgenossen.....	214
Kein Platz für Idealisten .....	220
Märchengarten Karlsruhe .....	221
Märchengarten Bad Dürkheim.....	228
ZEIT DER FAHRENDEN .....	230
Reichtum zum Weitergeben.....	230
Sesshaft werden und mobil bleiben?.....	233
Märchenspiele im Palmengarten.....	236
Vom Misstrauen der Sesshaften und dem Schicksal der Fahrenden .....	237

Auf Tour mit dem Breuni .....	240
Wiedersehen mit Karlsruhe .....	242
Was in Frankfurt weiter geschah.....	244
AM ZIEL.....	254
Der Märchengarten wird ... ..	254
... eine Gärtnerei!.....	257
Krankheit.....	261
Ein Kranker schreibt seine Geschichte.....	263
Wieder hinaus! .....	264
Zwischen Leben und Tod.....	266
„Hier auf der Erden ...“ .....	269
Ein festes Haus bauen .....	271
Späte Ehrung .....	273
So nah vorm Ziel!.....	274
Mein kleines Märchenschloss .....	278
Der Märchengarten nimmt Gestalt an .....	280
Das Bruchstein-Wunder.....	284
Bauen für die Kinder .....	286
Der Märchengarten ‚Goldener Stein‘ .....	288
Der ‚Matten-Prozess‘ und andere Gegner .....	292
Vorboten des Abschieds .....	297
Ein großer Empfang im Märchengarten.....	300
Was in uns gelegt ist.....	304
EPILOG .....	307
ANHANG .....	319
Gedichte und Lieder von Kurt Klee .....	319
Anmerkungen .....	333
Dank .....	354



# EINLEITUNG

„Ich muss die Hefte finden!“ sagte ich mir noch einmal.

„Bestimmt sind sie noch da!“

Ich gab ein bisschen mehr Gas. Drei Stunden Fahrt – wie lang die waren! Aber was konnte denn passiert sein – das Haus war noch nicht verkauft. Alles war noch drin. Wenn nicht ...

Mutters letzte zwei Lebensmonate waren aufreibend gewesen, da hatte ich an nichts anderes denken können. Wie ihr Körper allmählich den Dienst versagt hatte, alles nacheinander hörte auf zu funktionieren. „Irgendwie muss man doch von der Welt kommen“, pflegte sie zu sagen. Nur das Gedächtnis ging noch – manchmal. Meistens aber wusste sie nicht mehr richtig, was sie tat. Doch aus ihrem Häuschen wollte sie nicht weg. Wir sollten sie in Ruhe lassen, sie wollte dort sterben! Und sie hatte schon einige Zeit lang alles aus dem Haus geschafft, was ihr überflüssig vorkam. Hatte nur ein paar Töpfe, zwei, drei Tassen und Teller übrig behalten. So übersichtlich wie möglich, der Haushalt. Ihre paar Kleider, seine Kleider... Man braucht ja so wenig! –

Warum hatte ich bloß nicht früher an die Hefte gedacht! Die würde sie doch nicht weggeworfen haben?

Jetzt kam das Dorf in Sicht – nun das Haus – stand da wie immer, und doch nicht wie immer. Es sah irgendwie abgestorben aus. Ein schwarzes Holzhaus, ergraut wie das Haar einer Greisin...Ja, auch das niedrige Dach war grau.

Ich ging gar nicht erst rein, sondern auf die überdachte Terrasse – der Hakenstock lehnte tatsächlich noch in der Ecke – zerrte damit ungeduldig oben an der Falltür, und die Leiter kam mir entgegen. Der Dachboden – da mussten sie sein! Hatte ich sie da nicht zuletzt gesehen? Hastig erklimmte ich die Leiter. Da lag ja der Sack mit dem Lampenkabel und der Kasten mit den bunten Birnen für die Bühne. Sogar die Zauberbücher waren hier oben! Nur der Karton mit den Heften war nicht hier.

Sorgenvoll stieg ich runter und öffnete die Haustür. Der gewohnte Geruch! Er sprang mich an wie ein eingeschlossener Hund, und warf mich fast um – hier war ja alles, als lebte sie noch! Und doch wirkte das Haus leer und leblos. Das musste ich nun aushalten. Hätte ich doch nicht kommen müssen!

Wo sollte ich jetzt suchen? Erst mal ging ich ins ‚Kinderzimmer‘ und setzte mich wie gewohnt auf mein Bett zum Überlegen. Auch hier war ja alles noch wie immer! Vielleicht ...

Ich ging vor dem Bett auf die Knie, und wirklich, da stand sie – unter meinem Bett! Eine kleine Schatzkiste, fest verschnürt mit dickem Bindfaden und vielen Spinnweben. Das streifte ich alles mit zitternden Händen ab, zog den Deckel hoch – ja, da lagen sie, die blauen Hefte. So ein Glück! Seit dreißig Jahren lagen sie da, in dieser Kiste, in diesem Haus, und ich hatte mich nicht darum gekümmert. Es hatte immer so viel zu tun gegeben! Jetzt waren sie das einzige, was mir bleiben würde von meiner Familie, von unsrer Geschichte.

Und während ich, das erste Heft herausnehmend, erleichtert auf mein Bett sank, fiel mir alles wieder ein: wie es dazu gekommen war, dass er sie schrieb; was er und Mutter mir damals alles erzählt hatten. Alles stand deutlich vor meinen Augen. Das war vor dreißig Jahren – und ist doch gestern erst geschehen! –

Der Sommer 1973 war ein Märchen-Sommer. Die Luft flirrte über den Wiesen des Hochwalds. Ich war Mitte Zwanzig und genoss meine letzten Semesterferien zuhause. Zuhause? Unzählige Male waren wir umgezogen, meine Eltern und ich. Längst lebte ich allein, aber noch immer war ‚Zuhause‘ für mich da, wo sie lebten.

In diesem kleinen Holzhaus nun hatte ich nie gewohnt, das hatten sie vor kurzem gebaut, als sie mir an meinen Wohnort im Saarland nachzogen. Vater war jetzt 67 und erzählte seine Geschichten nur noch manchmal den Nachbarskindern, nicht mehr ums Leben. Aber er konnte noch immer wunderbar erzählen. „Das ist ja wie Kino im Kopp!“ hatte ein Kind mal gestaunt.

„Erzähl mir von früher!“, bat ich ihn deshalb an diesem strahlenden Sommermorgen wie schon so oft, während wir im Wald wilde

Himbeeren sammelten, unser beider Leidenschaft. Mutter war ins Dorf gegangen, jemanden zu besuchen. Wir hatten alle Zeit der Welt.

Und während die Himbeeren mit leisem „Plopp“ in unsere Milchkannen fielen, erzählte er in seiner bedächtigen Art von anderen Beeren-Sommern vor langer Zeit. ..

Später – während wir auf der Hausterrasse saßen und zum Mittagessen Vanillepudding mit Himbeeren aßen – fragte ich ihn: „Wie kamst du eigentlich zum Erzählen und Märchenspielen? Und auch zum Dichten und Liedermachen? Hattest du da ein Vorbild? Und wann hast du angefangen?“

„Tja, wie ich zum Märchenerzähler und Dichter wurde...“ er hielt einige Atemzüge lang inne und besann sich. „Hm ja, ein Vorbild hatte ich auch...Und nicht nur eins! –

Also, da muss ich weit ausholen und weit, so weit zurückgehen. Denn eigentlich verdanke ich alles zwei Frauen, die ich damals kannte.“ Er lächelte verschmitzt. Ich wartete gespannt. Und nachdem er seine Puddingschüssel ausgekratzt hatte, begann er:

„Die eine, die kennst Du: Es ist Deine Mutter. Sie hat immer alles mitgemacht, bereitwillig und fröhlich. Ohne sie wäre ich vielleicht nur ein dichtender Gärtner geblieben. Darum will ich mit ihr anfangen. Nämlich, wie wir uns kennenlernten. Das kam so...“

# PROLOG

## DES MÄRCHENSPIELERS UND SEINER FRAU

Er: „Es war im Krieg. Ich hatte damals die Gärtnerei in Halle-Nietleben. Wir hatten an dem Tag fünf Zentner Bohnen gepflückt, die Frauen und ich. Und die brachten wir dann nach vorn in den Laden. Ich hatte ja ein bestimmtes Soll pro Quadratmeter zu erfüllen, das musste ich abliefern. Was wir darüber hinaus ernteten, konnte ich frei verkaufen. Es gab damals keinen Dünger, aber der Boden war so fruchtbar – es gab dort einen Meter Humus – dass wir mehr als genug ernteten, das ganze Jahr hindurch. Und da standen die Menschen dann Schlange vor dem Geschäft und warteten oft viele Stunden, um die ersten zu sein.

Wir waren also fertig, es war Nachmittag, und ich wollte noch zum Frisör. Ja, zum Frisör! Es gab doch keine Rasierapparate! Ich musste mich dreimal in der Woche rasieren lassen. Ich ging also nach vorn zum Haus, die Reihe der Käufer entlang, die kannte ich ja alle und grüßte sie. Bis zur Ecke vor – und da stand eine, die kannte ich nicht. Mit einem roten Tuch um den Kopf und einer blauen Bluse. Und ich dachte: ‚Die haste ja noch nie gesehen!‘ und grüßte sie. Und als sie mich ansah, da huschte es mir durch den Kopf: Das ist die Seele, die du suchst, die du brauchst ...! Huschte durch den Kopf – und war vergessen!

Ich zog mich dann um und trat vors Haus, sah mich sorgfältig nach links und rechts um – es rasten ja oft Militärfahrzeuge vorbei – und da denke ich, nanu, die kommt dir ja so bekannt vor! Da stand eine, mit rotem Tuch und blauer Bluse, das Rad an die Mauer gelehnt, und ich trat zu ihr und fragte: ‚Was ist denn geschehen?‘

Da hatte sie die Tasche voll Bohnen, und noch das Netz – dreißig Pfund hatte sie gekauft! Und das Netz war geplatzt, und da stand sie nun!

‚Na‘, sagte ich, ‚Moment mall‘ Holte aus der linken Hosentasche Bast und aus der rechten das Messer (Ein Gärtner muss immer Bast

und ein Messer dabei haben, hatte ich gelernt) und flickte ihr das Einkaufsnetz.

Ich sagte: ‚So viel Bohnen! Wieso haben Sie denn so viele Bohnen gekauft? Sie können doch immer wieder kommen und kriegen, soviel Sie wollen!‘ Da wurde sie ein bisschen verlegen, die waren ja froh, wenn sie irgendwas bekamen.

Und sie sagte: ‚Ja, ich bin doch das erste Mal hier.‘ Da fragte ich: ‚Wo kommen Sie denn eigentlich her?‘

Und sie erzählte mir, dass sie aus Dölau kam – das war ein vornehmer Stadtteil von Halle, im Grünen – und von einer Nachbarin von meiner Gärtnerei gehört hatte. Dölau war ja nicht weit.

‚Wir haben da ein Haus in der Heide‘, sagte sie, ‚ein richtiges Hexenhaus!‘

Und dieses Wort, ‚Hexenhaus‘, das beeindruckte mich irgendwie – weil ich doch schon immer was für Märchen übrig hatte. Und als ich das nächste Mal in die Gegend von Dölau kam, fuhr ich hin, um mir das Hexenhaus mal anzusehen. Na, ihr Vater war im Garten, und ich grüßte ihn, er kam mir recht bekannt vor... Ich erfuhr, dass sie Mehnert hießen, und ihr Name war Ruth. Da fiel mir die Geschichte der Ruth in der Bibel ein – die hatte ich in der Schule gehört – wo sie zu jemand sagt: ‚Wo du hingehst, da will auch ich hingehn, und wo du bleibst, da bleibe ich auch!‘ –

Na, was sie mit den Bohnen gemacht haben, weiß ich nicht. Sie kam dann öfter mal und holte dies und das. Dreiundvierzig hatten wir uns kennen gelernt. Dann kam der Winter und es gab nichts, ich reiste als Vertreter umher, und wir sahen uns erst im Frühjahr wieder. Zu der Zeit hatte sie Arbeitseinsatz auf dem Rittergut in der Nähe, zum Rübenstechen. Sie tat mir leid, denn Rübenstechen war die schwerste Arbeit überhaupt, weil die Rüben so tief im Boden wurzelten.

So sah ich sie dann manchmal; ich besuchte ab und zu ihre Familie, brachte immer was zu essen mit. Ich fühlte mich wohl dort, Ruths Mutter war eine gebildete Frau, und Ruth war früher aufs Lyzeum gegangen. Sie spielte Klavier und liebte Operetten und Theater, hatte auch vor dem Krieg als Komparsin am Theater gearbeitet. Wir

konnten über Dichtung reden, und ich trug ihnen meine eigenen Gedichte und Lieder vor, die fanden großen Anklang bei ihnen. Der Vater Mehnert war Baumeister und konnte mir viele praktische Hinweise geben, z. B. wie man an Material kam. Und so ging das eben weiter bis Kriegsende, also bis Mai 1945.

Dann kam die Besatzungszeit, zuerst waren die Amerikaner da, und da gab es immer noch Kämpfe, und eines Tages kam doch ihr Vater zu mir und war verletzt. Und er bat mich, bei seiner Familie in der Dölauer Heide Bescheid zu sagen, damit sie sich keine Sorgen machten. Da fuhr ich dann mit dem Fahrrad hin, und da war das ‚Hexenhaus‘ ganz leer. Bis auf eine Flüchtlingsfrau, die dort einquartiert worden war. Die fragte ich: Wo sind denn die Mehnerts?

Und sie erzählte mir alles. Da waren doch eben erst die Amerikaner eingezogen, die hatten sich unten im Haus und in der Nachbarschaft einquartiert. Das waren ja alles große Villen. Und die beiden Mehnert-Frauen, Ruth und ihre Mutter, sollten im Obergeschoss mit der Flüchtlingsfrau in einem Zimmer schlafen. Aber zuerst wurden sie von den Amis verhört, weil sie von einer Nachbarin denunziert worden waren, sie seien Nazis gewesen. Und Ruth machte die große Dummheit, die Fragen der amerikanischen Offiziere zu beantworten. Da wollten sie sie in ein Lager für politisch Verdächtige bringen.

‚Und dann‘, erzählte mir die Flüchtlingsfrau, ‚war ein Jeep vorgefahren, und zuerst trugen sie Fräulein Mehnert mit einer Binde ums Handgelenk runter. Frau Mehnert kam freiwillig mit.‘

Da war Ruth – sie sollte ein paar Sachen packen – nach oben gegangen und hatte sich mit einer Rasierklinge die Pulsader aufgeschnitten, weil sie Angst hatte, die würden ihr was tun ...“

Er stockte; die Erinnerung überwältigte ihn. Fast 30 Jahre war es her ... Nach einer Weile fasste er sich und erzählte weiter:

„Na ja, die Amerikaner hatten einen Arzt dabei, der hat sie dann gleich verbunden, und dann wurden sie und ihre Mutter eben abtransportiert – niemand wusste wohin.“

Und die Wochen vergingen, und es kam keine Nachricht, und der alte Mehnert verfiel immer mehr...

Was ich in der Zeit alles unternommen habe, um sie ausfindig zu machen und sie frei zu kriegen, kann ich gar nicht erzählen!

Und dann kam er eines Tages strahlend zu mir und sagte: ‚Herr Klee, meine Tochter ist wieder da!‘

Da kam er zu mir, um Gemüse zu holen, weil sie ja nichts mehr zu essen hatten, denn er war doch arbeitslos.

Das war aber alles hinterher. Genau an dem Tag, als die beiden abtransportiert worden waren, da war er eben auch zu mir gekommen. Da hatte er einen Granatensplitter im Oberschenkel!

Da kommt das Pflichtjahrmädchen zu mir hinter in die Gärtnerei, ich war gerade beim Umgraben, und sagt, Herr Klee, Sie haben Besuch, ob Sie mal nach vorne kommen können? – Na, da habe ich noch ein bisschen weiter gegraben und bin dann vor. Und da liegt Vater Mehnert auf dem Sofa im Wohnzimmer und stöhnt. Da bin ich gleich zum Arzt, der wohnte ja nur zwei Häuser weiter, mit dem stand ich gut, mit unserm Doktor. Der kam dann sofort. Seine Sprechstunde hatten sie ihm ja damals geschlossen, die Amis; damit ja kein Versammlungsort entstehen sollte, wo sich ein ‚Untergrund‘ bilden konnte.

Na, der Arzt hat ihn dann gleich operiert, den Alten, hat ihn örtlich betäubt und ihm den Splitter rausgeschnitten. Später habe ich dann erfahren, dass es gar kein Granatensplitter war, wie Mehnert meinte, sondern ein Mauersplitter. Das hätte zur Blutvergiftung geführt!

Denk nur, wie fanatisch und nazistisch der war: Geht der noch – die Amerikaner marschieren von allen Seiten auf Halle, was noch nicht eingenommen war – geht er mit der Panzerfaust zur Abwehr, die die Zivilisten an den Mauern von Halle gebildet hatten. Wo die Amerikaner schon fast ganz Deutschland besetzt hatten, da bildeten die sich ein, noch was ändern zu können! Sogar die deutschen Soldaten hatten sich zurückgezogen, und wie viele ihre Uniformen bei der Bevölkerung gegen Zivilkleidung getauscht haben, wird man wohl nie erfahren. Auch zu ihm war ein Soldat gekommen, der Zivilkleider haben wollte, und den hat er dann noch nach Halle begleitet. In

seiner Zivilschutz-Uniform und mit Panzerfaust! Wenn sie die beiden geschnappt hätten, wären sie gleich an die Wand gestellt worden ...

Da haben die Zivilschützer dann den Amis aufgelauert. Die kamen doch mit Panzern in alle Straßen eingefahren, und wenn sie Widerstand sahen, blieben sie stehen und warteten auf Kommando. Und so einen Stillstand hat der Alte ausgenutzt und mit der Panzerfaust auf einen Panzer gezielt. So eine Panzerfaust saugte sich fest und bohrte sich tief rein, um erst drinnen zu detonieren. Und er zieht ab, schmeißt, und der Panzer explodiert. Da ist er dann auch noch sinnlos zum Mörder geworden. Er konnte zwar entkommen, aber da hatte er schon den Splitter im Fleisch. Man musste ja ziemlich nah rangehen, denn eine Panzerfaust flog höchstens so 20 bis 25 Meter.

Das hat er mir dann alles erzählt, er musste ein paar Tage bei mir bleiben, der Arzt hatte mich gebeten, ihn eine Weile zu pflegen, denn er konnte nicht nach Hause laufen oder Rad fahren.

„Natürlich kann er bleiben“, hab ich gesagt. Und dann räumten wir – meine frühere Frau und ich – das kleine Zimmer aus. Da war damals unser jüngster Sohn, Dieter, in Quarantäne, weil er nachts immer so viel brüllte und uns aufweckte. Wir steckten den Kleinen dann zum Peter, zum großen Bruder, ins andere Zimmer, da wurde er wieder ruhig. Und den alten Mehnert haben wir dann gepflegt.“

Leise war Mutter hinzugetreten. Sie war eben von ihrem Besuch zurückgekommen und hatte die letzten Sätze gehört. Nun nahm sie das Wort:

„Ja, und als er wieder nach Hause kam, da waren wir immer noch weg, Mutti und ich, und das kam durch mich. Genauer gesagt, durch unsere Nachbarin. Die hatte uns auf dem Kieker, weil wir immer mit ‚Heil Hitler‘ begrüßt hatten, das war ja vorgeschrieben. Vati war auch in der Partei gewesen, und ich beim BDM<sup>(1)</sup>. Na, und außerdem war die so ´ne Hochgestochene, die tat sich immer so groß, als Frau Doktor und so. Ihr Mann war der Doktor. Deswegen hatte Mutti ihr mal die Meinung gesagt. Seitdem war sie wütend auf uns. Und bei der hatten nun die Amerikaner ihr Hauptquartier eingerich-

tet, weil sie so ein großes Haus hatte. Und da wurde ich gleich von zwei Uniformierten rübergeholt und wurde vernommen. Die stellten mir verschiedene Fragen nach unserer Vergangenheit unter Hitler. Und ich hielt auch nicht hinterm Berg, ich dachte doch immer, ehrlich währt am längsten, und ich sagte, wie es gewesen war.

Und da sagten sie zu mir, ich müsste noch woanders vernommen werden und sollte mich fertig machen zur Abfahrt. Als ich rüberkam und das Mutti erzählte, sagte sie: ‚Ich lasse dich nicht allein gehen, ausgeschlossen! Dann komm ich eben mit!‘

Und dann saßen wir beide im Jeep und wurden weggefahren, zuerst in eine Stadt in der Nähe, da wurden wir auf Waffen untersucht. Da mussten wir uns völlig entkleiden, und Mutti hatte schon wieder Angst, die könnten sich an mir vergreifen. Aber nichts dergleichen passierte. Dann mussten wir wieder in den Jeep einsteigen und wurden irgendwo nach Westfalen gebracht. Da war ein großes Lager eingerichtet worden, d. h. eine umzäunte Wiese, mit Stacheldraht unterteilt, auf der einen Seite deutsche Soldaten, auf der anderen Frauen. Die Soldaten waren viele, viele – vielleicht über fünfhundert. Wir Frauen an die hundert. Auf dem Boden lagen Bretter, damit man nicht direkt auf der Erde campieren musste. Es war ja Mai und noch ziemlich kühl. Da war zwar auch ein großes Zelt, aber darin hatten ja nicht alle Platz.

Da blieben wir dann eine Zeitlang – wie lang, das weiß ich nicht mehr – vielleicht ein paar Tage. Und eines Tages wurden alle aussortiert, und ich wurde ausgerechnet mit ausgesucht und auf einen Lastwagen verfrachtet, mit vielen anderen. Und meine Mutter konnte nicht mit. Das war so furchtbar für sie, wie wir da so zusammengepfercht wurden und nicht wussten, wo es hinging. Ich hatte auch Angst, natürlich. Solche Transporte hatten wir ja im Krieg öfter gesehen, davon waren schlimme Geschichten erzählt worden. Ich glaube, damals hat sie ihren ersten Knacks bekommen, und daraus ist dann ihr späterer Verfolgungswahn entstanden.

Die anderen Frauen und ich, wir kamen dann nach Göttingen und wurden in einer Schule untergebracht. Da standen dann in den

einzelnen Räumen Feldbetten, und wir wurden eingeschlossen. Morgens wurden wir immer zum Waschen rausgelassen in so einen großen Waschraum. Wir wurden eigentlich nicht schlecht behandelt. Die Verpflegung war gut, aber wenig. Da hab ich dann noch mehr abgenommen als vorher. Ich glaube, die Amis wussten nicht wirklich, was sie mit mir oder den meisten Internierten machen sollten. Wir waren doch harmlos. Und eines Tages hieß es dann plötzlich, wir könnten gehen. Das war nach vier Wochen. Da mussten wir dann selber sehen, wie wir die vielen Hundert Kilometer nach Hause zurückkamen.

Ach, ich konnte laufen damals, wir sind von Göttingen bis nach Halle marschiert. Da war ich 28. Ich konnte mit den beiden Männern, die hatten denselben Weg – der eine war Bauer, der andere, ich weiß nicht mehr, ein jüngerer – ich konnte mit ihnen Schritt halten, sie hatten überhaupt keine Schwierigkeiten mit mir. Da sind wir am Tag etwa 30 Kilometer marschiert. Und dann, als wir im vorletzten Ort vor Dörlau waren, in Zwickau, glaube ich, wurde ich sogar immer schneller. Die beiden machten schon ihre Witzchen und sagten, „das Pferd riecht den Stall“, und kamen kaum noch mit. Da hätte die eine auch nicht mithalten können, die am Anfang mit uns mitging. Sie war nur etwa 5 Jahre älter als ich. Die ist schon nach drei Orten sitzengeblieben, hatte immer Ausreden, damit wir noch einen Tag irgendwo blieben. Sie konnte doch nicht zugeben, dass sie nicht mehr konnte. Da mussten wir sie dann bei einem Bauern lassen. Wir übernachteten fast immer bei Bauern im Stall oder so. Von wegen, noch'n Tag Pause machen! Wir wollten ja endlich nach Hause. Und ich hatte glücklicherweise von einer Frau im Lager ein Paar Schuhe geschenkt bekommen. Herrliche Schuhe! Die reinsten – wie heißen die im Märchen – Siebenmeilenstiefel! Da bin ich gelaufen!

Na, mein Vater hatte ja keine Ahnung, wo wir waren. Wir konnten ja auch von keinem Lager irgendein Lebenszeichen geben. Und wir hatten ja auch nicht gewusst, wo er geblieben war, damals.

Und als ich nun nach Hause kam, ausgerechnet in dieser Sekunde, da saß Vati auf dem Klo, und da konnte er doch nun nicht so